

Eines Tages landeten die Reste eines kleinen französischen Wanderzirkus auf der Bühne des nun leerstehenden Pfauentheaters. Der „Cirque Délbosque“ bestand eigentlich nur noch aus der fünfköpfigen Familie des Direktors, einem Nudelbrettschimmel und einem Geschäftsführer, der zugleich Sprechstallmeister war und als Schnellmaler den Hafen von Marseille, aber sonst weiter nichts, in acht Minuten malen konnte. Er trat auch noch als Zauberkünstler auf und ließ die größten Pfannkuchen mit Apfelmusfüllung aus seiner Hand verschwinden. Délbosque père war ehemals ein weltberühmter Clown, der sich in der Zirkuswelt als „createur“ des „Pfauenfeder Entrées“ einen Namen gemacht hatte. Er balancierte, während er mit dem Stallmeister Witze machte, eine Pfauenfeder auf der Nase. Von der Nase ließ er sie auf den Kopf, dann auf den Fuß und schließlich auf den Bauch hüpfen, drehte sich blitzschnell um seine Achse, und die Feder landete triumphierend auf dem gegenüberliegenden Körperteil. Madame war der Typus einer braven Zirkus-Mutter. Sie erzog ihre drei Kinder zu gesunden, wahrhaftigen und gütigen Menschen, in deren Gehirnen kein unreiner Gedanke aufkam. Sie nähte die neuen Kostüme und flickte die alten. Sie kochte das Futter für sechs Personen und vier dressierte Hunde. Sie gab ihrem etwa sechzehnjährigen Töchterchen, Mademoiselle Therese, Unterricht auf dem Drahtseil, sie saß abends an der Kasse und wirkte schließlich noch als komische Alte in den Pantomimen mit. Es war interessant, zu beobachten, daß die Kinder dieses Zirkus-Ehepaares ohne Katechismus und Schullehrerdressur, ohne Töchterpensionate, Erziehung und Religionsunterricht aufgewachsen, den Eindruck von keuschen Menschenkindern machten, für die es keine Frühlings-Erwachen-Probleme gab. Die beiden Knaben, etwa fünfzehn und siebzehn Jahre alt, machten Clown-, Akrobaten- und Jongleurnummern. Sie posierten als griechische Marmorstatuen in weißen Trikots und Roßhaar-Frisuren auf dem Rücken des Schimmels, den auch Therese für ihre graziösen Sprünge über seidene Tücher benutzte. Die Evolutionen ihres, in holdester Jungfräulichkeit erstrahlenden Körperchens entzückten mein Auge und erfüllten meine Träume. Täglich, wenn ich in die Probe kam, um die Truppe zu skizzieren, brachte ich ihr ein bescheidenes Blümchen oder ein paar Verse, welche ihr meine Verehrung ausdrücken sollten. So kam es, daß mich der alte Délbosque für die Pantomime „Villa à vendre“ als Darsteller engagierte. Ich mimte erst einen Räuber, dann einen Grafen und in der letzten Szene einen verliebten Abbé. Die schon ziemlich rundliche Direktorin spielte meine Geliebte.

Dies war mein Milieu, als ich eines Nachmittags Frank Wedekind in einem altmodischen Café am Limmatquai kennenlernte.

Ein junger Mann mit herabhängendem Schnurrbart kam an meinen Tisch und fragte mit einer etwas linkischen Verbeugung: „Verzeihung, mein Herr, sind Sie nicht Herr Rudino aus dem Pfauentheater? Wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen, an unserem Tisch Platz zu nehmen? . . . Gestatten Sie: Mein Name ist Frank Wedekind. Dies ist mein Freund Karl Henckell, dies Herr Henry Mackay!“

Die literarischen Gespräche der drei Herren waren mir so ziemlich unverständlich. Ich hörte aber mit Andacht zu und bedauerte, daß ich nicht über die Quarta hinausgekommen war. Ich war noch recht naiv und hielt jeden, der das Abiturienten-Examen bestanden hatte, für einen gebildeten Menschen.